

Von Dragica Rajcic, einer wunderbaren Schriftstellerkollegin, habe ich gelernt, wie man auf die Standardfrage: „Woher kommst du?“ antworten kann: „Aus dem Bauch meiner Mutter“; das rät sie den Schülerinnen und Schülern, mit denen sie arbeitet, die meisten davon mit so genanntem Migrationshintergrund – den ein paar kluge Köpfe passenderweise in „Migrationsvordergrund“ umgewandelt haben, der unsere Gesellschaft längst besser beschreibt, auch wenn diese Einsicht und der damit verbundene Sprachgebrauch noch nicht ganz bei uns angekommen sind. „Aus dem Bauch meiner Mutter“ – Dragica Rajcic hat natürlich gute Gründe für diesen Ratschlag, und ich habe ihn mehrfach weitergegeben, weil ich den Witz mag, der in dieser Antwort steckt und ihre implizite Botschaft mich überzeugte; doch irgendwann begann ich daran zu zweifeln, etwas irritierte mich, auch wenn ich noch nicht genau wusste, was es war. „Aus dem Bauch meiner Mutter“ spielt nicht auf die fundamentale (und fragile!) Errungenschaft der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz an, sondern verweist auf eine andere Gleichheit – eine, der wir fraglos unterworfen sind, diejenige der Biologie. Und darin liegt die Schwierigkeit. Denn die Antwort: „Aus dem Bauch meiner Mutter“ soll jede weitere Nachfrage überflüssig machen; als wäre der Hinweis auf das uns allen (noch) Gemeinsame, das Aus-einem-Mutterbauch-Geborenwerden, schon genug; als reichte es hin, um in einer pluralistischen Gesellschaft, sei es nun die deutsche oder die europäische Gemeinschaft, so etwas wie Mitmenschlichkeit oder Solidarität herzustellen. Nun weiss jeder, dass das Unsinn ist. ✓

Das letzte Jahr hat es vielleicht noch deutlicher gemacht als die Jahre davor: Die Appelle an Solidarität und Menschlichkeit im Umgang mit den so genannten Flüchtlingen – zu diesem Begriff später – wirkten angesichts der Silvesternacht in Köln, der Terrorattacken, der offenbar wachsenden Angst vor verschleierte Frauen, etc. schon bald nicht nur etwas hilflos, sondern – in den Augen gar mancher – geradezu pervers. Wurden denn nicht eben diese Werte, Solidarität und Mitmenschlichkeit von ein paar wenigen, aber wirkungsmächtigen Individuen mit den Füßen getreten?

Diese Appelle sind denn auch weitgehend verstummt; das Klima wird bestimmt von unergiebigem Debatten zur Burkafrage, von Einschluss- und Ausschluss-Diskussionen (gehört der Islam zu Deutschland, und wenn ja, welcher?), von verschärften Kontroll- und Überwachungsmaßnahmen, alles im Namen der Sicherheit und der Terrorismusbekämpfung.

Keineswegs will ich in Abrede stellen, dass es, gerade in Deutschland, viele solidarische Menschen gab und gibt, die sich in vielfältiger Weise für die neu hier in Europa Angekommenen engagieren, beziehungsweise mit diesen neuen Mitmenschen in eine von gegenseitigem Interesse und Respekt geprägte Beziehung treten, aber es scheint mir doch, als fehlte ein taugliches Modell dafür, wie wir diese anspruchsvollen Prozesse gestalten und wie sie gelingen könnten.

Das beginnt schon beim Wort „Flüchtling“; ein zwar männliches Nomen, das einem dennoch ein eher geschlechtsloses Wesen vor Augen führt; das Suffix –ling sorgt dafür, dass aus einem vorübergehenden Zustand – ein Mensch auf der Flucht – quasi eine Charaktereigenschaft wird. Davon zeugen artverwandte Nomen wie „Wüstling, Schönling, Naivling“, eine sprechende Ergänzung dazu bilden Fäustlinge oder Findlinge; der Säugling schliesslich führt uns zurück zur biologischen Basis unserer Existenz: wir alle waren einmal Säuglinge, wir alle sind sterblich, aber das hilft uns nicht weiter. Hanna Arendt erachtete es gar als gefährlich, sich auf das allgemein Menschliche berufen, und warum ich mit ihr übereinstimme, möchte ich Ihnen mit einer persönlichen Anekdote erzählen.

59

Seit Mitte Februar verbringe ich einen Teil meiner Lebenszeit auf der Onkologischen Gynäkologie des Stadtspitals Zürich Triemli. Dort oben, im 11. Stock eines heruntergekommenen Siebzigerjahre-Betonblocks mit schönem Ausblick, habe ich im Juni ein Gespräch belauscht. Sagt eine Patientin zur Pflegerin: „Und Sie, wohin fahren Sie in die Sommerferien?“ „Nach Kroatien“, antwortet die Pflegerin, die zwar einen Schweizer Namen trägt, aber woanders aufgewachsen ist, wie man ihrer Sprache anhört. „Dann wünsche ich Ihnen schöne Ferien“, meint die Patientin, während das orangefarbene Zytostatikum in ihre Armvene sickert, „ich hoffe nur, dort sind keine Flüchtlinge.“ Die Pflegerin schluckt. „Ach wissen Sie, das sind auch Menschen“, sagt sie nach einer Pause, sichtlich bemüht, ihre Fassung zu bewahren. „Ja, schon“, bestätigt die Krebskranke, „aber das will man doch in den Ferien nicht sehen.“ Ich muss zugeben, dass ich erschüttert war, als hätte ich tatsächlich noch immer geglaubt, eine lebensbedrohliche Krankheit befördere die Empathie. Hannah Arendt hat für das Mitleiden wenig übrig gehabt. Menschlich wird die Welt erst, so sagte sie in ihrer Lessingpreisrede 1959 in Hamburg, wenn wir uns über sie verständigen. Die Welt selbst ist grundsätzlich unmenschlich, was sich schon daran zeigt, dass die Welt den Menschen nicht braucht, um zu existieren. Sich über die Welt verständigen – aber das tun wir doch die ganze Zeit, mögen Sie denken, mit der Burkadebatte, den Terrorbekämpfungs- und Sicherheitsfragen -, doch bevor Sie jetzt ganz abschweifen und Ihren eigenen Gedanken nachhängen (was Sie hoffentlich durchaus tun), möchte ich meine Lesart einiger Aspekte von Hannah Arendts Rede mit Ihnen teilen. Dies deshalb, weil sie mir äusserst fruchtbar scheinen, wie gemacht für die Herausforderungen, vor denen wir stehen. Lösungen allerdings sind davon nicht zu erwarten; höchstens ein produktiver Umgang mit der prinzipiellen Unmöglichkeit dauerhafter Lösungen. Denn „Sich über die Welt verständigen“, das heisst für Hannah Arendt - soweit ich sie verstehe - nicht, einen Konsens zu finden, oder sich, wie aktuell im Fokus, auf „gemeinsame Werte“ zu einigen; nicht um Mehrheits- oder gar Wahrheitsfindung geht es in diesem Sprechen, auch nicht ums Rechthaben – denn damit wäre jedes Gespräch sogleich zu Ende -, sondern im Gegenteil, um die permanente Herstellung eines öffentlichen Raums, in den hinein möglichst viele sprechen und in dem sie auch gehört werden.

Die grösste Gefahr für eine Gesellschaft sieht Hannah Arendt nicht in der Unvereinbarkeit allzu weit voneinander entfernter Meinungen, Haltungen, Herkunft, Wertvorstellungen, religiöser Überzeugungen oder Lebensentwürfe; die grösste Gefahr sieht sie darin, dass alle Menschen sich plötzlich auf eine einzige Meinung einigten, so dass aus vielen einer würde. Es ist selbstverständlich die Erfahrung des Nationalsozialismus, aus der heraus Hannah Arendt das Modell eines permanenten öffentlichen Sprechraums entworfen hat – und einer Gesellschaft, in der alle, aber wirklich alle, vor dem Gesetz gleich und darüber hinaus frei sind in dem, was sie denken, wie sie handeln, glauben und ihr Leben gestalten. Was aber wäre die permanente Herstellung eines öffentlichen Raums, in den hinein möglichst viele sprechen und in dem sie auch gehört werden? In dem jede einzelne Meinung, Haltung, Erfahrung wichtiger ist als die Beschwörung von Werten, und seien es Solidarität oder Mitmenschlichkeit, und wichtiger gar als Argumente und der damit einhergehende Wettbewerb ums Rechthaben?, wichtiger als der Verweis auf Traditionen und das Recht der Alteingesessenen auf möglichst wenig Veränderung? Die permanente Herstellung dieses öffentlichen Raums wäre anstrengend, aber womöglich die ergiebigste Methode, wenn Demokratie gelingen soll für alle, die an ihr beteiligt und von ihr betroffen sind. Das aber sind nicht nur die Bürgerinnen und Bürger eines Landes, sondern alle, die in diesem Land leben. Stellen wir uns also vor, was passiert, wenn die Schülerinnen und Schüler auf die Standardfrage „woher kommst du?“ mit „ich komme aus Kroatien, Marokko, Syrien,

Afghanistan, Eritrea, der Türkei, Pakistan, Israel, Bolivien“ antworten, und damit für das Gegenüber nicht schon alles klar ist – ganz ähnlich wie bei der Antwort: „Aus dem Bauch meiner Mutter“ - sondern damit ein Gespräch erst beginnt, nicht über persönliche Befindlichkeiten, sondern über die Welt, darüber, wie den Gesprächsteilnehmenden die Welt vorkommt.

Wo bin ich gelandet? Eigentlich wollte ich Dragica Rajcic nur kurz zitieren; sie sollte mir einen Einstieg ermöglichen in diese Rede; ich weiss nicht, wollte ich sagen, was Dragica Rajcic mir raten würde, hätte ich sie gefragt, wie und wovon ich heute Abend zu Ihnen sprechen soll; hingegen bilde ich mir ein, zu wissen, was Sie mich fragen möchten: Sehr geehrte Frau Stadtschreiberin, erinnern Sie sich an Ihre Rede, die Sie hier in diesem Festzelt vor einem Jahr und 5 Tagen gehalten haben, und wenn ja, was ist aus ihren Worten geworden, wo ist das offene Haus, das Sie führen, wo sind die Freitagsessen, zu denen Sie einladen, wo die Flüchtlinge, die Sie unterbringen wollten?

Darauf könnte ich mit einer Gegenfrage antworten, die nicht ich erfunden habe, sondern eine dreizehnjährige Schülerin: „Wenn nur ein Teil der Träume, die man hat, sich realisieren lassen, wo bleibt dann der Rest?“

Ja, eigentlich hätte ich Ihnen an dieser Stelle gerne von meinem Jahr in Bergen-Enkheim erzählt;

Dragi, die andere Dragica, wäre darin vorgekommen, weil sie in jeder Abschiedsrede eines Stadtschreibers, eine Stadtschreiberin vorkommen will, der Rewe, das Häuschen, die Obstwiesen vielleicht, eine Birnensorte, die auf den Namen „Gräfin von Paris“ hört, vor allem aber hätte ich Ihnen gedankt, für Ihre Grosszügigkeit, Ihr Vertrauen, Ihre Bereitschaft, Ihre Teilnahme an den Freitagsessen, und damit für die permanente Herstellung eines öffentlichen Raums, in den hinein möglichst viele sprechen und in dem sie auch gehört werden.

Stattdessen war ich in Zürich und einmal, Ende Juli, auch mit meinem jüngsten Sohn Orell, der in der Schule am Hang die 3. Klasse besucht hätte, in London; sechs bewegte, erfüllte Tage mit einem hellwachen Neunjährigen, der sich kaum satt sehen konnte am architektonischen Durch- und Nebeneinander dieser Stadt, in der es von Menschen nur so wimmelte; nach dem Brexit wurde London nicht von Flüchtlingen, aber von Touristen geradezu überschwemmt, überrannt, überflutet. Grund dafür dürfte eher das schwache Pfund und weniger #LondonIsOpen sein; nicht nur vor Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett standen die Besucherinnen und Besucher stundenlang an, sondern vor fast jedem Museum; in der U-Bahn, vor dem Big Ben, auf der Tower Bridge, in den Parks: überall Menschen, Menschen aller Hautfarben und jeden Alters, die entspannt in vielen verschiedenen Sprachen miteinander kommunizierten; denn wenig nahm ich wahr von einer Anspannung oder Angst unmittelbar nach den Terroranschlägen in Nizza und anderswo, und das hatte nicht primär mit den allgegenwärtigen Sicherheitsvorkehrungen zu tun, sondern vor allem mit der Art und Weise, wie diese umgesetzt wurden. Denn zwar standen überall Polizisten, und überall wurden Taschen kontrolliert, aber das alles geschah mit (zumeist) unaufgeregter Präzision – wie wir am eigenen Leib erfuhren.

Gleich zweimal wurde Orells neuer Rollkoffer konfisziert. Am Ankunftstag liess er ihn vor dem Bahnhof Paddington neben einer Orientierungstafel stehen und setzte sich kaum zehn Meter entfernt ans Ufer eines kleinen Kanals. Ich hatte in der Zwischenzeit eine Oyster-Card besorgt und trat aus dem Bahnhofsgebäude, als Orell verstört auf mich zu rannte, auf zwei Polizisten zeigte und schrie: „Die nehmen meinen Koffer mit!“ Es brauchte diverse Erklärungen, bevor die Polizei uns den Koffer kopfschüttelnd aushändigte, und ich war ein erstes Mal beeindruckt von der Tatsache, dass es überhaupt keine Rolle spielte, dass ich eine

weisse Frau fortgeschrittenen Alters bin und Orell ein neunjähriger Junge; wir hatten uns verdächtig verhalten, bzw. Orells Koffer war eine potentielle Bedrohung, das genügte. Am letzten Abend übernachteten wir in einem Flughafenhotel; es war spät, Orell übermüdet, und so kam es, dass er seinen Koffer in der Lobby vergass. Kaum waren wir Zimmer angekommen, rief die Rezeptionistin an; ob ich einen Koffer vermisste. Jawohl, bestätigte ich und beschrieb das Ding, Grösse, Farbe, Marke etc.. Ich schickte Orell los, seinen Koffer zu holen. Es dauerte über zehn Minuten, bis er wiederkam, in Begleitung von zwei Mitarbeiterinnen der Hotel-Security. Sie gaben mir deutlich zu verstehen, wie unmöglich mein Verhalten aus ihrer Sicht war. Nachdem ich sämtliche Kinderbücher, T-Shirts und Unterhosen aufgelistet hatte, durfte/musste ich den Koffer vor ihren Augen öffnen – zum Glück deckte sich der Inhalt ungefähr mit meinen Erzählungen, und so durften wir den Koffer behalten.

Während sich in vielen Ländern bestimmte Bevölkerungsgruppen (junge Schwarze bzw. „arabisch“ aussehende Männer) schikaniert fühlen, weil sie weit überdurchschnittlich von der Polizei kontrolliert und verdächtigt werden – was das latente Empfinden der Ausgrenzung natürlich befördert und womöglich Aggressionen schürt – wird mit einem flächendeckenden Sicherheitsdispositiv, wie ich es in London erfahren habe, tatsächlich demokratisch verfahren: Jeder Mensch ist gleichermassen verdächtig wie unverdächtig, jeder ist potentieller Täter und potentielles Opfer; es geht nicht mehr darum, „verdächtige Subjekte“ aufgrund äusserer Merkmale zu identifizieren, sondern einzig aufgrund ihres Verhaltens und Agierens.

Genau diese Erfahrung macht mir Hoffnung. Die Hoffnung, dass Angst und reale Gefahren nicht zu einer weiteren Spaltung der Gesellschaft führen müssen, nicht zu einem generellen Misstrauen gegenüber einzelnen Bevölkerungsgruppen, dass eine sich wandelnde Gesellschaft demokratisch bleiben kann, und lade Sie ein, mitzuwirken an der permanenten Herstellung eines öffentlichen Raums, in den hinein möglichst viele sprechen und in dem sie auch gehört werden.